

Silke-Andrea Mallmann

Goldfäden zwischen Himmel und Erde

Glauben in dunklen Stunden

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Für meine Mutter



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Die Bibeltexte sind entnommen aus:
*Die Bibel. Die Heilige Schrift
des Alten und Neuen Bundes.
Vollständige deutsche Ausgabe*



© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2005

Satz: Carsten Klein, Torgau
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38811-8
ISBN E-Book 978-3-451-81968-1

Inhalt

Vorwort: Auf der Suche nach einer neuen Sprache	7
Erschütterung	13
»Dafür werden Sie sich Zeit nehmen müssen«	13
Ruhe vor dem Sturm	16
»Ich werde dir einen Engel schicken«	23
Wer nicht in die Weite schwimmen kann, der lernt, in die Tiefe zu schwimmen.	24
Fremdsprachenunterricht	30
»Also«	36
Seelengespräche	38
Warum nicht ich?	42
I will survive	48
Karawanken	50
»Es gibt ja auch noch Wunder«	54
Alles ist relativ	59
»De äñne säht esuu, un de angere säht esuu«	62
Kölsches Jrundjesetz	67
Ihre Probleme möchten wir haben.	71
Zu sich selbst kommen	75
»Gifterfahrungen«	75
Hochleistungssport	83
Das große Umstyling.	87
Schneeelöckchen	93
Kartoffelchips mit Hilde Domin	98

Unter Wasser atmen.	104
Sakrament	111
Karwoche	116
Lametta-Engel.	123
Hoffnungsvogel.	131
Auf null operiert	134
Grenzerlebnis	141
Geplatzt.	141
Verwundet.	149
Wofür?	154
Dafür!	159
Erdbeerzeit.	163
Bodenlos	170
»Sie dürfen auch einmal weinen!«	176
Patientia – Von der Kunst, Patient zu sein	185
Wer im August Sandalen kauft	196
Grenze.	199
Ahnung von der Fülle	209
Bruder Tod	209
Achterbahn	213
»Wenn alle zweifeln, wagt zu glauben«.	220
Partnerschaft	229
Evita	231
Dank	237
Anmerkungen	238

Vorwort: Auf der Suche nach einer neuen Sprache

»Schreiben Sie es auf, bitte, schreiben Sie es auf für uns«, bat mich die Psychologin, die ich – mehr oder weniger zwangsläufig – in der onkologischen Reha zugewiesen bekommen hatte. »Wir Psychologen brauchen so etwas.« Ich bin doch nicht hier, um die Psychologen zu schulen, dachte ich mir. Gleichzeitig merkte ich, dass es ihr ernst war. Es braucht scheinbar eine andere, erweiterte Sicht – auch für die Psychoonkologen.

»Schreib es auf«, sagte mir mein geistlicher Begleiter, »nur für dich und vielleicht ein paar andere Menschen, nichts Großes.« Ich weiß, dass es gut wäre, dachte ich, aber ich weiß nicht, ob ich die Kraft und den Mut habe. Aufschreiben heißt hinsehen – genau hinsehen.

»Schreib es auf«, lud mich meine Journalistenfreundin ein, die selbst betroffen ist. »Es hilft anderen.« Es gibt Hunderte Bücher von Krebsüberlebenden, dachte ich mir. Die Welt braucht nicht noch eines. Während meiner Krankheit konnte ich keines dieser Bücher lesen, die mir wohlmeinende Menschen zukommen ließen. Es war mir viel zu anstrengend, sie stießen mich ab. Es reicht doch wahrhaftig die eigene Erkrankung, der eigene Weg, dachte ich. Aber kleine Texte, kurze Artikel, das ging. Ehrlich gesagt verschlang ich sie auf der Suche nach einem aufmunternden, Mut machenden Wort. Aber ein ganzes Buch zu lesen war unmöglich.

»Führen Sie ein Tagebuch«, so hieß es in der Handreichung der onkologischen Abteilung, die ich vor der Chemotherapie überreicht bekam. »Und bewegen Sie sich, auch wenn Sie müde sind. Gehen Sie mit Ihrem Hund spazieren.« Ich kaufte mir ein neues

Tagebuch, den Kauf eines Hundes wussten meine Mitschwestern zu verhindern. Das Tagebuch blieb bis auf zwei Einträge leer.

Die Hochs und Tiefs meiner Erkrankung kamen und gingen. Insgesamt dauerte es neun Monate, bis sich die Lage endlich zu stabilisieren schien. Außer zwei Gedichten, die während der Krankheit geradezu in mir aufbrachen, und vier Artikeln für die Kirchenzeitung, die ich noch zu schreiben hatte, als die Diagnose gestellt wurde, gab es nichts, was ich ins Wort gefasst habe. Neun Monate lang Schweigen – für mich, die eigentlich gerne und überall schreibt, undenkbar. Hatte es mir die Sprache verschlagen? Einige meiner Mitmenschen würden sich vielleicht freuen, sie hätten die Chance, jetzt auch mal zu Wort zu kommen. Oder gibt es keine Sprache, die meinen Erfahrungen einen Raum gibt?

Und ist die Sprachlosigkeit nicht einer dieser Orte, an dem Göttliches und Menschliches sich zutiefst begegnen? Im Augenblick der Überwältigung durch Katastrophen, von Leid, von Tod verstummt der Mensch. Es gibt kein Wort, das das Grauen, den Schock, den Schmerz, die Angst adäquat wiedergeben kann. In ähnlicher Weise verslägt es mich die Sprache, wenn ich überwältigt werde von der Schönheit der Natur, der Musik, der Kunst, in den Momenten, in denen ich einen Hinweis auf diese transzendente, mich selbst übersteigende Wirklichkeit finde, die als das Göttliche bezeichnet wird. Die Begegnung mit dem göttlichen Funken, der mich ergreift, mich durchströmt und in mir unausgesprochen bewundernd »Mein Herr und Gott!« ruft.

Überwältigt zu sein, im negativen wie im positiven Sinne, wirft mich in die Sprachlosigkeit, weil für das Erlebte erst eine neue Sprache gefunden, geboren werden muss.

Ich habe mich durchgerungen, meine Geschichte aufzuschreiben. Beim Schreiben tauchten schon bald Fragen auf: Warum schreibe ich? Was schreibe ich? Für wen schreibe ich? Aus welcher Situation oder Position heraus schreibe ich?

Am leichtesten ist die letzte Frage zu klären, die Auflösung folgt auf den kommenden Seiten. Die Kurzfassung lautet: Ich lebe mit der Diagnose eines hoch aggressiven Eierstockkrebses (für medizinisch geschulte: FIGO IV¹), der bereits weit gestreut hatte und gegen alle Erwartungen mit allerlei Komplikationen gut behandelt werden konnte. Seit September 2019 bin ich gegen alle Vorhersagen krebsfrei.

Wie es weitergeht, weiß keiner. Ich lerne, mit der Bedrohung durch eine lebensgefährliche Krankheit zu leben. Das ist nicht immer einfach. Aber mittlerweile gibt es viele Tage, an denen ich die Krankheit vergesse, weil der normale Alltag wieder meine volle Aufmerksamkeit fordert. Der Wecker am Handy erinnert mich daran, dass ich meine tägliche Gabe an Erhaltungstherapie nicht vergesse.

Die Tage zwischen Weihnachten und Silvester 2018 waren geprägt von einem unendlichen Gefühl der Dankbarkeit. Dankbarkeit für das Leben an sich, Dankbarkeit für all die wunderbaren Freunde, Kollegen und Mitschwestern, Dankbarkeit aber seltsamerweise auch für das ganze Jahr meiner Erkrankung. Irgendwie beschlich mich das Gefühl, dass ich das Jahr nicht missen wollte. Ich fühlte, dass die Erfahrungen – in allem Elend – so prägend und wertvoll waren, dass das Jahr kostbar wurde. Wie die Narbe auf meinem Bauch mich für immer gezeichnet hat, so prägten mich die schweren, aber auch wunderschönen Erfahrungen des letzten Jahres. Mein geistlicher Begleiter schickte mir als Weihnachtsgruß einen Adventstext, den der Jesuit Alfred Delp 1944 im Gefängnis kurz vor seiner Hinrichtung geschrieben hat.

Advent ist einmal eine Zeit der Erschütterung, in der der Mensch wach werden soll zu sich selbst ... Die Erschütterung, das Aufwachen: damit fängt das Leben ja erst an, des Advents fähig zu werden. Gerade in der Herbheit des Aufwachens, in der Hilflosigkeit des Zusichselbstkommens, in der Erbärmlichkeit

des Grenzerlebnisses erreichen den Menschen die goldenen Fäden, die in diesen Zeiten zwischen Himmel und Erde gehen und der Welt eine Ahnung von der Fülle geben, zu der sie gerufen und fähig ist.²

Dieser Text berührte mich tief. War es nicht genau diese Erfahrung der goldenen Fäden, die in mir diese für menschliches Verstehen vielleicht schwer fassbare Dankbarkeit auslösten? Sind es nicht diese Goldfäden, die es mir ermöglichten, die Krise der Krankheit mit der nötigen Kraft und Hoffnung zu bestehen? Sind es nicht diese goldenen Fäden, die in mir das Vertrauen bestärken, dass es am Ende immer gut ausgehen wird, wie auch immer der Krankheitsverlauf in Zukunft sein wird? Goldene Fäden, die in Zeiten der Erschütterung ein Leben durchkreuzen und im Zentrum des Fadenkreuzes, am tiefsten, innersten Punkt, die Begegnung von Himmel und Erde, von Gott und Mensch ermöglichen?

Ich lebe – wir alle leben im Advent, in der Ahnung einer unheimlichen Fülle, die auf uns wartet. Mit dieser Überlegung erledigt sich auch die Frage nach dem Warum meines Schreibens. Ich schreibe, damit die Goldfäden nicht verloren gehen – für mich und für alle, die diese Zeilen lesen werden.

Mir ist wichtig, dass sich meine Leser³ sehr bewusst sind, dass geschilderte Erfahrungen nicht verallgemeinert werden können. Ich habe durch Mitbetroffene gelernt, dass die Krankheit, das Krankheitsverstehen und auch der Verlauf einer Krankheit sehr individuell sind. Jeder und jede erlebt seine/ihre Krankheit selbst bei gleicher Diagnose, gleichem Behandlungsplan, gleichen Nebenwirkungen und gleichem Krankheitsverlauf auf eine absolut einmalige Art und Weise. Von daher bitte ich darum, diese Zeilen nicht als Ratgeber zu verstehen und zu gebrauchen – im positiven (»So musst du es machen!«) wie auch im negativen Sinn (»Pass da bloß auf!«). Falls selbst Betroffene diese Zeilen in die Hände bekommen sollten, bitte ich Sie, alles, was stärkt, was Mut macht, was Kraft

gibt, aus diesen Zeilen mitzunehmen. Alles andere darf gerne entsorgt werden, im wahrsten Sinne des Wortes: Darüber müssen Sie sich keine Sorgen machen.

Erschütterung

»Dafür werden Sie sich Zeit nehmen müssen«

Alles begann im November oder Dezember 2017 bei der Einfahrt auf den Parkplatz, auf dem ich täglich mein Auto vor dem Büro parke. Bei der Überfahrt des Bordsteins ruckelte das Auto, und für einen kurzen Moment spürte ich jedes Mal ein leicht schmerzhaftes Ziehen in meinem Unterleib. Spätestens beim Aussteigen hatte ich es schon wieder vergessen. Gleichzeitig bemerkte ich einen kurzen Schmerz beim Wasserlassen, anders zwar als bei vorherigen Blasenentzündungen, trotzdem vermutete ich, dass ich mich verkühlt hatte. Also trank ich literweise Blasetee. Die Symptome blieben, aber störten im Alltag wenig, zudem stand vor und nach Weihnachten viel auf dem Programm. Anfang Januar ging ich auf dem Weg zur Arbeit kurz beim Hausarzt vorbei, damit er schnell die Entzündungswerte im Blut kontrollieren konnte. Ich war mir sicher: Blasenentzündung. Leider waren meine Entzündungswerte so normal wie nur irgendetwas. Mit einem Überweisungsschein für einen Ultraschall des Bauchs verließ ich die Praxis. Ein komisches Gefühl hatte ich schon. Bei einer Mitschwester, nicht viel älter als ich, war genau ein Jahr zuvor Darmkrebs diagnostiziert worden. Ein Blitz schlägt nie zweimal an derselben Stelle ein, versuchte ich mich zu beruhigen.

Zehn Tage später war der Termin. Die Ärztin schallte und schallte und meinte, es sei alles in Ordnung. Die Gebärmutter sei leicht vergrößert, ich solle das mal gynäkologisch kontrollieren lassen. Erleichtert verließ ich die Praxis und überlegte, ob ich wirklich

noch einen Termin machen sollte. Schließlich war ich doch erst im April dort gewesen. Irgendwie war ich trotzdem beunruhigt, rief meine Ärztin an und bekam einen Termin.

Am 18. Januar sauste ich nach einer Lehrerfortbildung relativ spät am Abend schnell zu meiner Frauenärztin. Der Ultraschall schmerzte unheimlich. Wann sie mich zuletzt gesehen habe, wollte die überaus nette junge Ärztin wissen. Vor neun Monaten, erwiderte ich. Ob sie damals nichts gesehen habe, fragte sie. Sie schien geschockt. Ich müsse dringend ins Krankenhaus zur Abklärung, stellte sie fest. Sie werde morgen direkt im Krankenhaus anrufen, dass ich in der Früh dort sei. Das gehe unmöglich, beharrte ich, ich hätte morgen Tag der offenen Tür in der Schule, da müsse ich hin. Ich hätte im Moment wirklich keine Zeit. »Für das, was ich sehe und vermute, werden Sie sich noch viel Zeit nehmen müssen.«

In dem Moment wusste ich Bescheid. Ich wusste alles, was gesagt werden musste. Rational war es noch nicht ganz bei mir angekommen, aber unbewusst war alles präsent. Die junge Ärztin war unheimlich betroffen. Während wir die weitere Vorgehensweise besprachen, versuchte ich sie zu beruhigen. Bevor man die Pferde scheu machte, sollten wir vielleicht die Untersuchung im Krankenhaus abwarten, meinte ich. Sie schaute mich unendlich betroffen an: »Eigentlich sollte ich Sie trösten und jetzt trösten Sie mich!« Am liebsten hätte ich sie in den Arm genommen. Ich spürte ihren Schock und ihre Betroffenheit. Meine spürte ich nicht.

Draußen war es stockdunkel, als ich nach Hause fuhr. Was ist jetzt zu machen, fragte ich mich. Und wie und wem sage ich Bescheid? 100 Meter vor der Einfahrt zum Kloster hielt ich am Straßenrand an und rief meinen Bereichsleiter bei der Caritas sowie die Direktorin in der Schule an. Wir beschlossen, die Ergebnisse der folgenden Untersuchungen abzuwarten.

Zu Hause im Kloster fand ich in unserer Wohneinheit zwei meiner Mitschwestern vor dem Fernseher. Eine hatte ein paar Monate

zuvor ihre Schwester aufgrund einer Krebserkrankung verloren. Ich setzte mich wie jeden Abend zu ihnen und schaute den Rest der Nachrichten. Die Wetterprognose war ebenso schlecht wie meine Diagnose. »Ich muss morgen ins Krankenhaus zur Abklärung«, sagte ich beiläufig, während der Moderator der österreichischen Millionenshow die Bühne betrat. »Verdacht auf Eierstockkrebs. Aber es ist noch nicht hundertprozentig sicher«, fügte ich schnell an, während mich beide ungläubig, schockiert, verzweifelt anschauten. »Noch kein Grund zur Panik!« Am nächsten Morgen in der Früh um kurz vor halb acht Uhr erreichte mich auf dem Weg zur Schule eine SMS meiner Gynäkologin: »Herr Dr. O. ist heute bis 12.30 Uhr da, sonst wieder Montag. Er weiß Bescheid.«

Ich betrat das Schulgebäude im Vorbereitungsstrubel auf den Tag der offenen Tür. Die Direktorin wartete schon. Es sei alles geregelt, ich könne um spätestens 9.30 Uhr weg. Eine Kollegin sei informiert. Sie würde ein Auge auf die Präsentation meiner Klasse haben. Die Schülerinnen warteten bereits aufgeregt. Es sei etwas passiert, wir müssten das Programm ändern, da ich früher weg müsse, informierte ich die Schülerinnen. Ob sie sich vorstellen könnten, die Präsentation auch alleine zu schaffen?

Sofort gingen die Hände von drei freiwilligen Schülerinnen in die Höhe, die bereit waren, vor einer Gruppe von Eltern und möglichen neuen Schülerinnen frei zu sprechen und den Inhalt des Faches Sozialmanagement zu erklären. »Ich mach' die PowerPoint dazu«, meldeten sich zwei andere. In dem Moment wusste ich, dass ich die beste Klasse der Welt unterrichtete. Und ich lernte in einer Sekunde, dass ich die Zügel aus der Hand geben musste und konnte. Ich konnte diesen 14- und 15-jährigen Pubertierenden vertrauen. Dieses Vertrauen in andere Menschen wurde in den nächsten Monaten noch oft von mir eingefordert. Aber meine Schülerinnen hatten mir bewiesen, dass ich vertrauen durfte.

»Müssen Sie nicht schon längst weg?«, erinnerte mich eine Schülerin eine gute Stunde später. »Keine Angst, wir schaffen das.«

»Ja«, dachte ich im Auto auf dem Weg ins Krankenhaus, »gemeinsam schaffen wir das.«

Ruhe vor dem Sturm

Gegen kurz vor 10 Uhr erreichte ich das Krankenhaus. In der gynäkologischen Ambulanz musste ich kurz warten. Eine Patientin kam langsam in den Warteraum, begleitet von einer Krankenschwester. Leggings, T-Shirt, Strickjacke, dicke Wollsocken, eine dünne Haube auf dem Kopf, kein Haaransatz. Sie wurde von einer anwesenden Mitarbeiterin begrüßt: »Frau Doktor, wie geht es Ihnen denn?« Die Frau murmelte etwas für mich Unverständliches, aber an der Mimik war zu erkennen, dass es ihr nicht gut ging. Die zwei schienen sich anders zu kennen als nur in einer Krankenschwester-Patienten-Beziehung, mir schien es, als sei die Frau Dr. eine Kollegin aus dem Krankenhaus. Mir gab es einen Stich. »Es trifft die eigenen Leute, es trifft die Mediziner genauso. Es kann jeden treffen«, dachte ich, »aber vielleicht trifft es mich ja nicht.«

Kurze Zeit später saß ich dem diensthabenden Arzt, der von meiner Gynäkologin informiert worden war, gegenüber. Er trug unter dem weißen Ärztekittel eine Krawatte mit der Flagge Amerikas. Durch meinen Kopf ratterten sofort alle Vorurteile, die ich gegen gewisse Menschen in den USA hegte. Scheinbar sind Vorurteile stärker als Krebsängste, denn für die Zeit der Untersuchung war ich gedanklich mehr mit einer Krawatte beschäftigt und daher von den Unannehmlichkeiten des Ultraschalls abgelenkt.

Er sei sich nicht ganz sicher, meinte der Krawattenarzt, was die Kollegin da gesehen habe. Es sei seiner Meinung nach nicht eindeutig. Es könne eine Raumforderung sein, es müsse aber nicht sein. Ich solle mir nicht allzu große Sorgen machen, er würde mich direkt Montagfrüh zur Computertomografie anmelden. Zudem würde er die Tumormarker bestimmen lassen, und nach CT und Tumor-

markerbestimmung wisse man dann Genaueres. Ich war erleichtert. Bei der Blutabnahme scherzte ich mit der diensthabenden Ambulanzeleiterin und ihrer sehr einfühlsamen und sanften Kollegin.

Im Rückblick überlege ich, ob mich die drei nicht leicht belogen haben, ob der Arzt sich wirklich nicht sicher war und die Diagnose meiner Gynäkologin anzweifelte. Vielleicht gab es keinen Zweifel, aber alle wussten, dass über das Wochenende eh nichts geschehen konnte und werde. Vielleicht wollten sie mir nur ein ruhiges Wochenende gönnen. Wenn es so gewesen wäre, dann war es ein voller Erfolg und ich bin dankbar dafür. Ich brauchte die Ruhe vor dem Sturm.

Am folgenden Samstag packte ich gegen Mittag alle Sachen, die ich für einen Einkehrnachmittag zum Thema »Wenn Glaube nicht mehr lustig ist« brauchte. Große Lust hatte ich keine, aber einfach ohne endgültiges Resultat absagen wollte ich auch nicht. Ich genoss die Autofahrt auf der St. Veiter Schnellstraße – die Landschaft, der Schnee auf den Bergen, das Licht schien besonders intensiv. Ich sog es in mich auf.

Wie oft war ich voll Erwartung und Vorfreude auf eine weitere Lehreinheit im Kurs Exerzitenleitung auf dieser Straße Richtung Wien gefahren? Wie oft für Besuche mit den Kollegen der Menschenrechtskommission in die Steiermark? Und an einen Besuch in einer Einrichtung in Neumarkt erinnerte ich mich besonders. Vor allen Dingen an Iris, eine hervorragende Medizinerin, eine Expertin in Sachen Menschenrechte, eine kreative, hochintelligente und sehr kunstaffine Frau, die im Vorjahr nach nur sechsmonatiger Erkrankung an den Folgen der Bestrahlung eines Karzinoms gestorben war. Neumarkt war unmittelbar mit der Erinnerung an Iris verbunden. »Werde ich noch einmal einen Winter erleben?«, fragte ich mich. »Oder werde ich bald mit Iris wieder über Kunst reden können?«

Neumarkt in der Steiermark ist sicher keine Weltstadt. Trotzdem kam es mir so vor, als ich zum sechsten oder siebten Mal

die Runde durch die paar Straßen des Örtchens drehte. Wie man ein Pfarrzentrum so verstecken und dann noch so schlecht durch Wegweiser beschriften kann, bleibt mir schleierhaft. Nach einigen Telefonaten mit der Leiterin der Veranstaltung, die bereits mehr als sehnsüchtig mit gut vierzig anderen Frauen auf mich wartete, fand ich endlich das Geheimversteck der Neumarkter Pfarre. Ich war verärgert, abgehetzt. Ich kippte einen schnellen Kaffee in mich hinein und begann wirklich lustlos meinen Vortrag.

Inhaltlicher Schwerpunkt des Vortrags, den ich gefühlt schon Hunderte Male gehalten habe, sind Glaubenskrisen im Leben von Menschen, die durch innere oder äußere Faktoren ausgelöst werden können. Von den Zuhörern wird immer schnell die Theodizeefrage, die Frage nach dem Warum in den Raum gestellt. Während diese Frage eigentlich immer unbeantwortet bleibt und eigentlich den Menschen nicht weiterbringt, stellt sich doch vielmehr die Frage, wie wir Menschen mit Leiderfahrung auch glaubend umgehen.

Mein ganzes Ordensleben habe ich – bis auf die Zeit im Noviziat – immer mit Menschen gearbeitet, die Grenzerfahrung, unermessliches Leid und traumatische Ereignisse in ihrem Leben durchlitten haben. In vielen Fällen waren es Opfer politischer Gewalt und Ausbeutung, in den Jahren in Afrika vor allen Dingen Menschen mit unheilbaren HIV-induzierten Erkrankungen. In den letzten drei Jahren nach dem Tod meines Vaters und nach einer eigenen Herzoperation habe ich mich, soweit die Zeit es zuließ, mit der Erfahrung von Leid, Tod und Sterben in der Spiritualität, Philosophie und den Religionen beschäftigt.

Die Frage nach der Gegenwart Gottes in den Grenzerfahrungen des Lebens beschäftigte mich also mehr oder weniger mein ganzes Ordensleben. Zwei der von mir gefundenen Antworten, eine das Glaubensbekenntnis von Dietrich Bonhoeffer, die andere der Text *Brunnenpunkte* von Alfred Delp SJ, beides Texte, die mich in den letzten Jahren intensiv begleitet haben, hatten auch ihren Weg in den Vortrag gefunden.